Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1940-1941)
Heft: 4

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Hans Reinhart zum 60. Geburtstag

Es kennzeichnet diese, unsere jüngste Epoche, dass sie sich mit Werten nicht befassen mag, je reiner, unvermischter, absichtloser diese ihr gegenübertreten. Ein Kunstwerk hat für sie Wahrbild eines Kollektivs zu sein, oder es ist nicht; ein Buch hat von der vordringlichsten, dem Gemeinverstand voll zugänglichen „Wirklichkeit" zu reden, — also von Maschinen, Geschäften, Rekorden, von jeder Art Sensation und Körperkult, wie solche auch dem seelisch Verkürzten, oder gerade diesem besonders, einleuchten. Musik soll mit heftigen abrupten Rhythmen bestürzen, nicht zum Nachschaffen auffordern, sondern durch die Bewegung, der man sich hingibt, überwältigen.

Der Zustand war vorbereitet, schon um die Jahrhundertwende. Gegen den Naturalismus auf literarischem Gebiet erhoben sich damals manchenorts Einsichtige, die um den Bestand des Feingehaltes der menschlichen Seele bangten. Es sei an das Stichwort „Neuromantik" erinnert, an die Wirkung, die vom blossen Titel des Gedichtbuchs „Das Jahr der Seele" ausging, an die Pflege einer vertieften Musikalität des Verses, um die sich Hofmannsthal, George, Ernst Hardt und andere Mitarbeiter der „Blätter für die Kunst" einsetzten, äusserlich im Anschluss an die strenge Zucht französischer Dichter, dabei aber zartesten Abstufungen des Seelischen, Traumklängen des Unaussprechlichen Raum lassend. Die ahnungsreichen Bücher der Ricarda Huch waren einer, bald durchgreifenden, mehr wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Romantik vorausgegangen; eine Anthologie romantischer Lyrik, „Die blaue Blume", fand Verbreitung. Der Inselverlag veröffentlichte die Märchen aus Tausend und eine Nacht, die Märchen Andersens und Hauffs. Aus dem Norden lockte Jens Peter Jacobsen, aus dem Westen sandte Maeterlinck sein Theater des „Traums und der Legende".

In dieser Luft einer sanften, doch entschiedenen Erhebung der Seele begann sich Hans Reinharts Schaffen zu entfalten. Und er hat durch die Jahrzehnte den Wirklichkeiten die Treue gehalten, die sich auf seinem Weg der Beschauung offenbarten. Die romantisch zeitlose Grundart seiner Dichtung blieb unverändert, nicht der Erscheinung, sondern dem Wesen der Dinge zugewandt, dabei stark individualistisch gebunden, denn die eigene Seele und ihre Erfahrung war von jeher des Romantikers erster und letzter Gegenstand. Damit ist zum zweitenmale gesagt, dass seine Haltung notwendig zu der der jüngern und jüngsten Generation im Widerspruch stehen muss. Es fehlt in seiner Dichtung alles Aktuelle, das Staatliche, das Vaterländische. Mit diesem letzten, so sehr es heut am Platze ist, wird bereits wieder Missbrauch getrieben: wer einen Stoff unserer Geschichte in Dramenform bringt, dem wird dies als Tat ange-

die
ster
sei

rechnet, abgesehen vom Eigenwert seiner Gestaltung. Doch lässt sich denken, dass Hans Reinhart, dem wir eine treffliche Uebertragung des „Soldaten" von Ramuz und eine sehr selbständige Dramatisierung von Hauffs „Gespensterschiff" verdanken, auch dem einen oder andern unserer geschichtlichen Motive gerecht geworden wäre. Dass er es nicht versuchte, hat wohl den Grund in seiner ausgesprochenen Anlage zur zeitlosen Wesensschau. Sie verleiht seinem gesamten Werk den mehr oder weniger „magischen" Charakter. (Magie ist Verbindung mit der Geisterwelt).

„Mit den Füssen auf der wirklichen Welt stehend, mit meinem Haupte in die übersinnlichen Gebiete ragend", wie es in „Daglar" heisst, mag sein Stehen mitunter ein Schweben gewesen sein, was freilich der schweizerische Positivismus als verdächtig buchen mag. Jener magische Charakter seiner Dichtung nun scheint uns identisch mit dem Märchenhaften, dem reinen Dichtergeiste, daran auch noch seine kurzen (lyrischen) Gedichte teilhaben. Mit „Mythen und Mären" ist eine Anzahl seiner schönsten Prosa-Dichtungen überschrieben. Als ein direktes Urwissen den Menschen nicht mehr fasslich war, sprach es, verhüllt in Gestalt, zu ihnen aus dem Mythos. Als der Mythos, als Ganzes, in ihnen nicht mehr anklang, bemächtigten sich Fabulierer und Märchendichter seiner Erkenntnis- und Bild-Elemente. Wie immer sie solche nun zusammenfügen mögen, ohne andern Wunsch als den, die kindhaft Fühlenden damit zu erfreuen, stets werden Reste eines verborgenen Sinnes sich dem wahrhaft Lauschenden aus dem Märchen kundgeben.

Unter den modernen Märchendichtern ist es der Däne Hans Christian Andersen, den Hans Reinhart vor allen als seinen Meister verehrt. Ihm hat er Denkmäler geschaffen in dem Gedicht „Dichterhalle", in seinem „Bilderbuch ohne Bilder", das sich in Form und Titel an Andersens „Bilderbuch" anschliesst. Durchaus in Andersens Art sind auch die Märchen „Das Streichhölzchen" und „Ein Spielball". Eine wertvolle Darstellung des Dichters gibt die Gedächtnisrede zur 120. Wiederkehr des Geburtstages von Andersen, gesprochen im April 1925.

Doch steht Hans Reinhart auch mit der deutschen Romantik in inniger, kommunizierender Verbindung. (Novalis, Tieck, Wackenroder). Mit ihr hat er gemein das Moment des Gralsuchertums, das in seiner Dichtung einen überall sichtbaren Raum einnimmt. Nach alter Ueberlieferung bedeutet der Gral die Summe jenes, den Menschen in ihrem Abstieg von den ewigen Prinzipien verloren gegangenen Urwissens. Für Hans Reinhart sind seine Jünglinge, Prinzen, Könige, die nach einem ersehnten höchsten Gute streben, oder denen der Zutritt zu einer geheimen Innung, einem Tempelbezirk gewährt wird, keine Staffage; gleichwie die Bettler, Mütter, Hirten, Schmiede, wissenden Greise, verbildlichen sie Stadien des Weges nach der Wahrheit, den der Dichter als Mensch zurückgelegt, ehe er in der Gemeinschaft der Suchenden um Rudolf Steiner die „Bahn der Bahnen" betrat. Doch sind in seiner Dichtung anthroposophische Lehren nicht gar häufig nachzuweisen. Sache einer

Spezialuntersuchung wäre es, festzustellen, in welchem Sinne jeweilen die Symbole des Berges, der Höhle, der Fahrt in den Abgrund, und die christlichen des Lammes, der vier Quellen vom Verfasser verstanden worden sind. Bei allem geistig Bekenntnishaften ist wenig Biographisches in seiner Dichtung niedergelegt. Wir dürfen Solches sehen in dem Prosastück „Daglar", das in etwas anderer Gestalt als es in den „Ausgewählten Werken" erschien, das Vorspiel bildet zu „Als ich noch ein Bub war" (Rascher & Co. Zürich) und in der, Albert Steffen zugeeigneten, Novelle „Der Bettler", einem Prosastück, das sich in seiner an Gogol gemahnenden düstern Phantastik aus den übrigen heraushebt und einiges verrät über den Grad der Heftigkeit, mit der sein Verfasser gegen das Dämonische zu kämpfen hatte. — Der Anfang von „Daglar" schildert, welch faszinierende Macht für den Jugendlichen von früh auf das Theater gewesen.

*

Von Hans Reinharts Werken erschienen zuerst einzelne Ausgaben von Gedichten oder Prosadichtungen, dann, in fünf Bänden, „Gesammelte Dichtungen", 1921—23 und, 1930—31, in drei Bänden, in der gediegenen Ausstattung der Münsterpresse Horgen-Zürich, „Ausgewählte Werke". Diese Ausgabe besonders gibt einen guten allseitigen Begriff von seinen dichterischen Möglichkeiten. Ihr erster Band vereinigt die Gedichte (1900—1930) und die als „Dramatische Trilogie aus Andersen" zu bewertenden Bühnenspiele „Die arme Mutter und der Tod", ein Wintermärchenspiel, gleichsam Präludium zum „Garten des Paradieses"; das erste als Melodram, dieses als „Geistliche Oper" in Musik gesetzt von Felix Petyrek. Im dritten dieser Spiele, dem Nachtstück „Der Schatten", sieht Reinhart sein „eigentliches Haupt- und Lebenswerk", dem er darum Ibsens Worte zum Motto gab: „L e b e n heisst — dunkler Gewalten Spuk bekämpfen in sich. D i c h t e n — Gerichtstag halten über sein eigenes Ich". Auch für dieses „symphonisch aufgebaute Kammerspiel" hat Felix Petyrek die Bühnenmusik geschrieben. Alle drei Stücke erlebten gelungene Aufführungen im In- und Ausland.

Von den Gedichten des Bandes ist zu sagen dass sie, trotz der Bewunderung ihres Verfassers für Walt Whitman, Dauthendey, Mombert sich in überlieferten Stilformen bewegen, sich somit von der humanistischen Tradition unserer Besten auch äusserlich nicht entfernen. Und hier, in der Reihe „Heimat und Fremde", findet sich ein vaterländisches Lied zur Feier des 1. August 1916 und ein Lob des Bergfriedens, wie denn auch im Bilderbuch und in den Mären und Dramen die geliebte heimatliche Landschaft an vielen Stellen sich zu erkennen gibt. — Der zweite Band dieser Ausgabe bietet das Bilderbuch, den „Bettler", „Mythen und Mären", „Daglar", die Gedenkreden auf Dauthendey, Andersen, den Maler und Radierer W. F. Laage, eine Darstellung Alfred Momberts; der dritte die dramatischen Nachdichtungen nach Hauff, Ramuz, von „Die heilige Kümmernis", Walliserspiel, vermittelt durch Daniel Baud-Bovy,

des „König David" von René Morax, des „St. Galler Spiels von der Kindheit Christi" (13. Jahrh.)

*

Es müsste, um Hans Reinharts Wirksamkeit ganz zu würdigen, ausführlich seiner Teilnahme am Kunstleben seiner Vaterstadt Winterthur gedacht werden: seiner Beziehungen zu schaffenden Künstlern. Er veröffentlichte eine Auswahl aus Rückerts Kindertotenliedern, er ermöglichte die Gründung der Dornacher Zeitschrift „Individualität" (1926—30)u.s.w. Dabei hat er durchaus nichts vom Literaten. Eine Anzahl Werke der Vergangenheit, einige Dichter und Künstler der Gegenwart, einmal erwählt, wusste er sich als spendende Quellen zu erhalten. Als einem der schönsten Züge des musischen Menschen begegnen wir in seinem Gedicht immer wieder der Verehrung und Huldigung vor dem, was sein eingeborener Sinn für Hierarchie als grösser, als ihm übergeordnet empfindet. Ehrfurcht und Dankbarkeit sind aber Tugenden, die zu den schöpferischen zählen.

Siegfried Lang.

Heinrich Bullinger

André Bouvier: Henri Bullinger, le successeur de Zwingli d'après sa correspondance avec les réformés et les humanistes de langue française. Neuchâtel: Delachaux & Niéstlé, Paris: E. Droz.

In einigen Monaten soll am Glockenturm des Grossmünsters in Zürich ein Denkmal Heinrich Bullingers enthüllt werden. Man kann nicht sagen, dass das Andenken des Mannes in seiner zweiten Heimat völlig erloschen sei. Dass es nicht geschehe, dafür haben von Zeit zu Zeit treffliche Schriften gesorgt, so „Die evangelische Gemeinde in Locarno" von Ferdinand Meyer, dem Vater des Dichters C. F. Meyer, 1836, ein Buch, aus dem man ein ganzes Lebensbild des Nachfolgers Zwinglis zeichnen könnte, und die Biographie Bullingers von Carl Pestalozzi, 1858. Der vierhundertjährige Geburtstag des Reformators, 1904, erneuerte die Erinnerung an ihn; damals veröffentlichte Emil Egli Bullingers „Diarium" oder Tagebuch, und Gustav von Schulthess Rechberg zeichnete ein feines Lebens- und Charakterbild. Aber diese Besprechung wird dartun, welcher Gewinn es ist, sich einlässlich mit diesem Manne zu beschäftigen. Dazu wird das erwähnte Denkmal mahnen, und dazu verhilft auch das Werk, das wir hier anzeigen dürfen.

In Zürich ist allgemein bekannt, wie Bullinger während seiner 44-jährigen Wirksamkeit die durch die Kappelerschlacht und den Tod Zwinglis ins Mark getroffene Zürcherkirche gefestigt und wie er sich Verfolgter, zum Beispiel der Locarner, angenommen hat. Was er aber für die Reformierten in ganz Europa, ja auch für grosse Gruppen Andersgläubiger zu bedeuten hatte, davon wussten nur wenige. Das geht hauptsächlich aus seinem Briefwechsel hervor. Bullinger war ein Briefschreiber,

wie es nur wenige gibt, und es ist ein seltenes Glück, dass so viele Briefe von ihm und an ihn erhalten geblieben sind. Vielen der Leser mussten sie die Zeitung ersetzen, sie bilden deshalb auch eine unersetzliche Geschichtsquelle. Der St. Galler Historiker Traugott Schiess hat sich durch die Sammlung des Bullingerschen Briefwechsels ein hohes Verdienst erworben.

An einen Druck dieser ungefähr 12 000 Stücke umfassenden Sammlung ist heute freilich nicht zu denken ;er würde Kosten von gegen einer halben Million verursachen und doch einer verhältnismässig nur kleinen Zahl von Menschen dienen. Glücklicherweise kann sie auch ungedruckt von den Forschern benützt werden. Von solch gewissenhafter Bearbeitung fällt neues Licht auf Person und Lebenswerk Bullingers und auf seine ganze Zeit.

Einen wichtigen Teil der Sammlung allerdings hat Schiess selber noch veröffentlicht: Bullingers Korrespondenz mit den Graubündnern, 1904 bis 1906.

Ein anderes Kapitel hat André Bouvier durch eine ausgezeichnete Bearbeitung weitern Kreisen zugänglich gemacht in der vorliegenden, 593 Seiten starken Schrift, einer sehr umfangreichen Doktor-Dissertation.

Um mit etwas Aeusserlichem zu beginnen: Bouvier schreibt einen flüssigen, anschaulichen, gut lesbaren Stil. Es handelt sich keineswegs um eine trockene Abhandlung. Gern braucht der Verfasser Futura für Geschehnisse, die heute längst vergangen sind, vom Standort des zuletzt Beschriebenen aber noch zukünftig waren. Sie wirken belebend.

Der Autor hat uns mit einem ausserordentlich reichen Stoff bekannt zu machen. Es ist kaum fasslich, was für eine Fülle von Menschen um den einen Heinrich Bullinger kreist und wie verschieden sie nach Herkunft, sozialer Stellung, Bildung, Glauben und Charakter sind. Dabei geht der Verfasser so vor, dass er zuerst das Leben der Menschen skizziert, die Briefe mit Bullinger gewechselt haben, sodann ihre Beziehungen zu ihm beleuchtet und endlich die Briefe selber zusammenfasst oder, wo es nötig ist, ganz oder teilweise abdruckt. Auf diese Weise bekommen wir es nicht nur mit Namen und Zahlen zu tun, die uns nicht viel sagen würden, sondern wir lernen eine Menge Menschen kennen, Menschen mit Fleisch und Blut, Menschen, die eben so fest im reformierten Glauben verankert waren, wie der Zürcher Reformator selber, und solche die schwankten, Männer, die sich aus ihrer katholischen Vergangenheit der Reformation näherten und doch vor dem entscheidenden Schritt zurückschreckten, und solche, die sich endlich einer andern geistigen Strömung überliessen. Bouviers Buch überzeugt von neuem von den gewaltigen geistigen Kräften, die im 16. Jahrhundert wirksam waren.

Die Persönlichkeiten französischer Zunge, die mit Bullinger in Briefwechsel standen, werden in drei Gruppen eingeteilt: 1. Die Glaubensgenossen in dem Gebiet, das heute die welsche Schweiz bildet, 2. Die französischen Gesandten, 3. Franzosen, Hugenotten, (Synoden, Réfugiés), Humanisten.

übe
stig
r

Es kann nicht anders sein, als dass Bouviers Buch ein bedeutender Beitrag zur Geschichte der Freundschaft zwischen Bullinger und Calvin ist. Es ist etwas Seltsames um diese Freundschaft: Zwei Männer sind so eng miteinander verbunden, von denen keiner die Muttersprache des andern spricht, die sich mit Latein oder mit Uebersetzern behelfen müssen, die nach Herkunft, Charakter und Temperament so verschieden sind: der geistesmächtige, scharfdenkende, feurige, kompromisslos nur die Ehre Gottes vertretende Franzose, und der nicht weniger gottesfürchtige und gelehrte, dabei aber milde und besonnene, liebenswürdige Deutschschweizer. Jeder anerkennt neidlos die Gaben, die dem andern verliehen sind. Kein Wunder, dass sich gelegentlich Spannungen ergaben, ein Wunder vielmehr, oder besser gesagt, ein Geschenk der göttlichen Gnade, dass die treue Freundschaft erhalten blieb bis ans Ende.

Etwas schwieriger — um dies gleich beizufügen — gestaltete sich das Verhältnis des Zürchers zum Mitarbeiter und spätern Nachfolger Calvins, Theodor Beza, der sich zwar zu Bullinger wie ein Sohn zum Vater stellte, aber mehr als einmal durch schwankendes Verhalten seinem väterlichen Freund und der gesamten reformierten Kirche Mühe bereitete. Aber auch hier blieb der Friede gewahrt dank hauptsächlich der wahrhaft christlichen Liebe und überlegenen Weisheit Bullingers.

Für die meisten eröffnet Bouvier einen neuen Blick in dem Abschnitt über den Briefwechsel mit den französischen Gesandten. Dass er bestand, war wohl schon lange bekannt, aber dass sich diese Ambassadoren geradezu um den Verkehr mit dem Pfarrer am Grossmünster bewarben, das macht uns die gelehrte Dissertation namentlich deutlich. Freilich standen etliche von ihnen dem reformierten Glauben nicht fern; einer von ihnen gab sogar einen Sohn ins Pfarrhaus und hatte nichts als den sauren Wein auf dem Familientisch auszusetzen. Von andern aber wusste man gut genug, dass sie am alten Glauben hingen; die Zeiten der Gegenreformation kündigten sich an. Dennoch war ihnen die Verbindung Bullinger wertvoll, gab es doch kaum einen Zeitgenossen, der über so allseitige Beziehungen verfügte, der nach allen Seiten hin so sehr auf dem Laufenden war. Mit Unbefangenheit und allem Freimut hat der Führer der Reformierten auch mit katholischen Standespersonen verkehrt. Unnötig zu sagen, dass er von seinen Kenntnissen den besonnensten Gebrauch machte.[1])

Wenige Glieder seiner Grossmünstergemeinde mögen geahnt haben, was für weltweite Verbindungen ihr Pfarrer hatte[2]), der so einfach mit ihnen umging.

---

[1]) Das Grossmünster war auch vor der Reformation keine Bischofs-, sondern eine Stiftskirche, keine „cathédrale", sondern eine „collégiale".

[2]) Als einst ein vornehmer Fremder Bullingern bemerkte, er hätte eine gelehrtere Predigt von ihm erwartet, antwortete Meister Heinrich naiv: „Ihro Gnaden sollten doch der dicht ineinandersitzenden Otterkäppchen und alten Weiber Tüchlein gewahr geworden sein, auf diese besonders, nicht bloss auf die Gelehrten muss der Prediger sein Augenmerk richten." (Gerold Meyer von Knonau, Der Kanton Zürich, II, 144).

Dabei war sein Bestreben zunächst darauf gerichtet, zum Besten des Vaterlandes beizutragen, dem er von Herzen zugetan war und dem er auch als Geschichtsschreiber diente. Sodann war er der immer mehr anerkannte und von überall her in Anspruch genommene Beistand und Nothelfer der bedrängten Glaubensgenossen in allen Landen. Aber über dies hinaus richtete er seinen Blick in die Länder- und Völkerwelt überhaupt; ist die Briefsammlung erst einmal noch allseitiger ausgeschöpft, so wird sich auch von andern Ländern zeigen, was Bouvier so überzeugend von Frankreich beschreibt: Wie sehr Bullinger dieses Land mit seinen Leuten liebte, das er doch nie gesehen hatte und dessen Sprache er nicht verstand.

So verwundert der grosse Freundeskreis Bullingers in Frankreich nicht. „Prinzen von Geblüt" wenden sich an ihn, der einfach war, aber sich vor hoch und niedrig zu benehmen wusste. Seine Sorge für die geplagten Glaubensgenossen im westlichen Reiche ist tief. Allzugern glaubt er jede bessere Nachricht. Die Kunde von der Pariser Bluthochzeit drückt nicht nur auf sein Gemüt, sondern auch auf seinen Gesundheitszustand. Wievielen vertriebenen Hugenotten hat er bei sich oder bei Freunden Aufnahme bereitet! Aber jahrelang unterhielt er sich brieflich auch mit dem heimlich der Reformation zugewandten Mönch Gilbert Cousin und den Gelehrten Du Moulin, Hotman, Languet und de la Ramée. Dem letztern, einem der konsequentesten Zwinglianer, suchte er, wiewohl vergeblich, durch Briefe an die Synode zu Nîmes zu helfen, wo er sich verantworten sollte.

* * *

Bei der Lektüre von Bouviers gelehrter Arbeit bekommt man einen tiefen Eindruck von der Bedeutung des Nachfolgers Zwinglis. Auch wenn man bedenkt, dass ihm eine viel längere Zeit der Wirksamkeit beschieden war, als Luther, Zwingli und Calvin, setzt die Fülle des Geleisteten doch in Erstaunen. Freilich nennt ihn Bouvier auch einen „sédentaire" oder anderswo noch deutlicher „Stubenhocker". Es fällt ja auf, dass der weltoffene Mann die Grenzen des Zürcherlandes kaum überschritten hat. Die Reise nach Bern anlässlich der Disputation im Jahr 1528 dürfte seine weiteste in den Mannesjahren gewesen sein. Calvin kam wiederholt nach Zürich, Bullinger nie nach Genf. Leider leistete er einer dringenden Einladung an die Synode zu Nîmes, wo seine Anwesenheit von Gutem gewesen wäre, keine Folge, wie er überhaupt dem schriftlichen Gedankenaustausch vor dem mündlichen weit den Vorzug gab. Doch kann ich mir nicht vorstellen, dass der treue und gewissenhafte Grossmünsterpfarrer nicht ein unermüdlicher Besucher der Haushaltungen, voraus der Kranken seiner Gemeinde gewesen wäre, namentlich in den wiederholten Pestzeiten. Auch der enge Verkehr mit den Staatshäuptern lässt sich kaum denken, ohne dass der Vertreter der Kirche sie häufig aufsuchte. Aber bis tief in die Nacht hinein mag das Lämplein auf dem Tisch des Fleissigen im Wohnzimmer, erst von 1545 an in einem eigenen Arbeitszimmer des Pfarrhauses, gebrannt haben.

wis.
Hau
nar

Wie viel Licht fällt durch Bouviers Werk auf Person und Leben des Nachfolgers Zwinglis.

Der Autor bemüht sich aber, nicht in der Betrachtung des Vergangenen stecken zu bleiben, noch gar ein „laudator temporis acti" zu sein, auch nicht Bullinger gegenüber. Ueberall werden die Linien zur Gegenwart gezogen. Der ökumenische Sinn des Führers der Zürcherkirche ist ihm Mahnung, die ökumenischen Bestrebungen der Jetztzeit zu fördern. Der reformierten Kirche des sechzehnten Jahrhunderts lag viel an dem Nachweis, dass sie die wahrhaft katholische Kirche sei. Mit dem milden, versöhnlichen Luthertum Melanchthons (warum schreibt Bouvier Melanchton?) fühlte sich Bullinger eng verbunden, war er doch unbefangen genug, seinen Sohn in Wittenberg studieren zu lassen. Nur mit den sogenannten Gnesiolutheranern war es eine andere Sache. Aber bei aller Bereitwilligkeit zur Einigung stand die Glaubensüberzeugung im Vordergrund bis in Einzelheiten, die für uns nicht mehr wichtig sind. Wieviel Tinte ist über der Frage geflossen, ob das Wort „Substanz" in der reformierten Abendmahlslehre Platz habe oder nicht! Dennoch ruft uns jene Zeit zu: Einigung der Kirchen? Ja! Aber nicht auf Kosten der Ueberzeugung!

Ausserdem hebt Bouvier die Friedensliebe Bullingers hervor und hat den modernen Pazifismus im Sinn. Gewiss, auf den 27-jährigen hat der „Unfall" von Kappel einen bleibenden Eindruck gemacht. Er sah die Verwirrung, die ihm vorausging und die Mutlosigkeit, die ihm nachfolgte und hatte auch selber durch die Absetzung in Bremgarten darunter zu leiden. Er wünschte keine Wiederholung. So tat er auch sein Möglichstes, um einen Religionskrieg in Frankreich zu verhindern. Dennoch konnte es sich bei ihm nicht um einen Frieden um jeden Preis handeln. Er trat für die Sache der Locarner ein, obwohl es ungewiss war, ob sie nicht zu einem neuen Bruderkrieg führen würde. Und er überzeugte sich schliesslich, dass die Hugenotten zu den Waffen greifen mussten. Aber soweit der Bereich seines Einflusses ging, und namentlich in den geistigen Auseinandersetzungen der Zeit trat er für Frieden und Versöhnung ein und zwar mit dem Einsatz seiner eignen selbstlosen Persönlichkeit.

* * *

Die Dissertation Bouviers bildet eine willkommene Bereicherung unserer Bullingerkenntnis und ruft Nachfolgern, die ebenso glücklich die Stellung des grossen Zürchers zu andern Ländern darstellen.

Arnold Zimmermann.

Schriften über die aussenpolitischen Beziehungen der Schweiz

Die Stellung der Schweiz zwischen den europäischen Mächten hat in den letzten drei Jahren eine tiefe Wandlung erfahren. Diese Verschiebung tritt auch in der spärlichen aussenpolitischen Literatur, welche unser Land hervorbringt, deutlich zutage. In einem stark beachteten Vortrag

vom November 1938 hatte Nationalrat Theodor Gut[1]) vor den Studenten der Eidgenössischen Technischen Hochschule die zwingenden Gründe entwickelt, welche den von ihm selbst mit besonderem Nachdruck geförderten Uebergang der Schweiz von der differenzierten zur unbedingten Neutralität ausgelöst haben. Im gleichen Vortrag schilderte Herr Gut aber auch in vorausblickendem Geiste die Massnahmen, welche ihm zur „inneren Abstützung" der neuen Aussenpolitik notwendig schienen. Er forderte die Mässigung im öffentlichen Urteil über fremde Staatsoberhäupter und Heerführer, über ausländische Verhältnisse und Verwicklungen. Gleichzeitig verlangte er die straffe und furchtlose Abwehr aller Ansätze zu fremder Propaganda und zu ausländichen Umtrieben auf Schweizerboden. Als wichtigste Gegenmassnahme gegen jeden Versuch zur Gleichschaltung der Schweiz mit dem Ausland empfahl er die bewusste Pflege des föderativen Elements im Staatsaufbau. Entschieden beharrte er auf der Pflege des schweizerischen Wehrwillens und der Bereitschaft zu grossen materiellen Opfern für die Zwecke der Landesverteidigung. Die kleinen Anliegen und die weniger wichtigen Meinungsverschiedenheiten verwies er mit Nachdruck in den Hintergrund: „Empor den Geist zu den grossen Entscheidungen, empor die Herzen zu den höchsten Werten und vielleicht zu den grössten Opfern!" Mit ernsten Worten forderte Gut schliesslich von seinen Landsleuten die Bereitschaft zum geduldig disziplinierten Tragen der vielfältigen Spannungen, welche ihnen die innere Vielfalt des Landes und die Schärfe der äusseren Konflikte auferlegen.

* * *

Ein Jahr später musste Prof. Max Huber[2]) eine aussenpolitische Ansprache im gleichen Kreise mit der Feststellung beginnen, dass Europa als sittliche Gemeinschaft von Völkern nicht mehr wirksam sei und die Schweiz im Daseinskampf der Nationen gänzlich einsam dastehe. Ihre Lebensvoraussetzungen seien die Wehrhaftigkeit, die wirtschaftliche Kraft und die Fähigkeit der volksmässigen Erneuerung. Sie seien im internationalen Ueberblick so bescheiden, dass die Schweiz als Subjekt der Völkergemeinschaft keine grosse Rolle spielen könne. Umso gewichtiger sei sie als Objekt der Völkergemeinschaft, als Gegenstand äusserer Beeinflussung. Aus diesem Missverhältnis ergebe sich für die Schweiz der unabweisbare Zwang, sich geistig zu verteidigen und geistig für sich zu werben. Die Werbung könne sich — so fuhr Prof. Max Huber fort — auf grosse Leistungen einzelner Volksgenossen, auf Taten einzelner Gruppen und der Volksgesamtheit und schliesslich auf die Gediegenheit der schweizerischen Ordnungen in Sitte, Verfassung und

[1]) „Schweizerische Aussenpolitik". Heft 6 der Reihe: „Die Schweiz im heutigen Europa", Polygraphischer Verlag A. G., Zürich.

[2]) „Die Schweiz in der Völkergemeinschaft". Heft 19 der Sammlung: „Kultur- und staatswissenschaftliche Schriften der Eidgenössischen Technischen Hochschule", Polygraphischer Verlag A. G., Zürich.

Recht berufen. Wenn die Schweiz wegen des geringen Umfangs ihres Gebietes und wegen der Aufgliederung dieses Kreises in zahlreiche Unterverbände auch wenige ganz grosse Politiker und Heerführer hervorgebracht habe, so könne sie doch stolz auf die kulturellen Leistungen einzelner ihrer Söhne blicken. Im übrigen sei ihre Kultur durch eine grosse Vielfalt der Formen und eine ausserordentlich weite Verbreitung gekennzeichnet; diese ihre Eigenart ergebe sich aus der starken politischen Gliederung, aus der regen Berührung mit fremden Kulturen und aus der langen Friedenszeit, welche ihr beschieden war.

Die besondere kulturelle Leistung der Schweizer liege jedoch in ihrem Staat. Er diene ausschliesslich dem Schutz der Freiheit. In diesem Zusammenhang bedeute Freiheit vier Güter: das Recht des einzelnen, sein Leben nach den Geboten seines Gewissens zu gestalten, die Sicherung des Rechtes gegen jede Willkür, die Möglichkeit, in den von Natur, Raum und Entwicklung gegebenen Gemeinschaften zu leben, sowie schliesslich die Unabhängigkeit des Volkes von fremden Befehlen. Im Innern werde dieses vierfache Ziel erreicht durch einen genossenschaftlich-demokratischen Staatsaufbau. Das aussenpolitische Werkzeug zum Schutze der Freiheit sei die Neutralitätspolitik, welche seit den Zeiten Niklaus von Flües gewissenhaft gehandhabt werde. Unsere Neutralität erhalte allein schon durch ihr Alter und die Konsequenz ihrer Innehaltung eine gewisse Würde. Aber auch aus ihrem Inhalt ergebe sich ein objektiver sittlicher Wert. Denn sie bedeute nicht bloss die Nichtteilnahme an den Kriegen fremder Staaten, sondern auch den Verzicht auf die Eroberung oder die gewaltsame Wahrung nationaler Aspirationen, auf die Ausnützung der Schwäche und Bedrängnis anderer Staaten. Sie schliesse das Ringen um Gerechtigkeit in der Beurteilung fremder Verhältnisse in sich; sie gestatte eine völlig selbstlose, von jeder Parteinahme losgelöste Hilfeleistung, und sie ermögliche ein aktives Eintreten für die Forderungen der Menschlichkeit, für die Würde des Menschen, „in der das geschichtliche Sein den Saum des Ewigen berührt".

* * *

Für das Ringen um Gerechtigkeit in der Beurteilung politischer Vorgänge, um das Verständnis auch des Fremdartigen und des Gegensätzlichen, welches nach Prof. Hubers Ansicht eine der vornehmsten Pflichten des Neutralen darstellt, hat Prof. Werner Näf diesen Winter mit seinen Radiovorträgen[3]) eine ausgezeichnete Anleitung gegeben. In knappen, vorsichtig nüancierten Ueberblicken untersuchte er den Gehalt der verschiedenen Gegensätze, welche in ihrer Gesamtheit die politische Krise Europas ausmachen. Der heute dominierende Konflikt zwischen den Westmächten auf der einen, Deutschland und Russland auf der anderen Seite erklärt sich, nach Ansicht des Berner Historikers, vornehmlich aus der Tatsache, dass der nach dem letzten Weltkrieg unternommene

[3]) „Geschichtliche Besinnung in der Gegenwart". Sechs Radiovorträge. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

Versuch einer Neuordnung von Mittel- und Osteuropa misslungen ist. Nachdem im letzten Jahrhundert die nationalstaatliche Organisation der Völkerschaften vom europäischen Westen auf Italien und Deutschland übergegriffen hatte, lag 1918 der Gedanke nahe, dies Organisationsprinzip auch auf den europäischen Osten anzuwenden. Seine Verwirklichung stiess auf zwei Hindernisse. Einmal siedelten in diesem Raum rund zwanzig deutlich unterschiedene Völkerschaften in buntem Gemenge über die natürlichen Grenzen hinweg. Zudem waren zwei der Grossmächte, welche früher über die Nationen dieses Raums geherrscht hatten, durch den Weltkrieg bloss äusserlich, aber nicht in ihren Kraftreserven und Lebensenergien getroffen worden. Sowohl Deutschland als Russland erhoben sich aus dem Zusammenbruch von 1917 und 1918 mit der klaren Absicht, die zu ihrer Schwächung vom Versailler Vertrag an ihren Grenzen eingesetzten Mittel- und Kleinstaaten zu zerschlagen. Diesem Ziel galt die Zusammenfassung der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Energien in der Hand totaler Staatsgewalten, die allmählich eine Verschiebung der Machtverhältnisse in Europa zur Folge hatte, sowie schliesslich das konzentrische Zusammenwirken auf diplomatischem und militärischem Gebiet.

Die Revision der osteuropäischen Gebietsaufteilung stellt einen Sonderfall des zweiten welthistorischen Gegensatzes dar, welchen Prof. Näf erörtert: des Konfliktes zwischen der Grossmacht und dem neutralen Kleinstaat. Die kleinen Staatsverbände konnten sich im Laufe der Geschichte nur solange halten, als sie in ihren Grenzen ein selbständiges fruchtbares Leben entfalteten und als sie der Welt entscheidende Beiträge zur kulturellen Bereicherung und zur politischen Erneuerung leisteten. Im letzten Jahrhundert verschlechterte sich ihre Lage. Denn einmal sank ihre Zahl; zudem geriet das politische Denken in den Bann eines blinden Glaubens an die Heilkräfte von Macht und Grösse; vor allem aber setzte sich in Grosstaaten das Bestreben durch, durch die rationale Organisation der Kraft die nationale Macht zu steigern. Wenn die Kleinstaaten das Beispiel der Grossmächte nachahmen sollten, dann wären sie alle dem Untergang geweiht. Behaupten können sie sich nur bei der planmässigen und konsequenten Entwicklung eines besonderen Staatstypus, wie ihn beispielsweise die freiheitlich-demokratische, vielsprachige und föderative Eidgenossenschaft darstellt.

Ein dritter Gegensatz, welcher das politische Leben unserer Zeit bestimmt, öffnet sich zwischen Menschenrecht und Staatsgewalt. In einer jahrhundertelangen Entwicklung haben die Bedürfnisse, Ansprüche und Machtmittel des europäischen Staates immer tiefer in das Leben des einzelnen eingegriffen. Nicht weniger beharrlich entfaltete sich seit dem 17. Jahrhundert die Lehre von den unveräusserlichen Rechten des Menschen. Heute haben einzelne Staaten die Menschenrechte nicht nur tatsächlich, sondern auch grundsätzlich ausgelöscht. In andern Ländern wogt ein erbitterter Kampf um die Grenzziehung zwischen Autorität des Staates und Freiheit des Bürgers. Der Standpunkt Prof. Näfs wird durch den Satz

gekennzeichnet: „Keine höhere politische Aufgabe kann dem Menschen gestellt werden, als die: in Freiheit Gemeinschaft zu bilden".

Mit besonderem Nachdruck stellt sich heute die Frage nach dem Daseinsrecht des demokratischen Staates. Prof. Näf entwickelte in seinen Radiovorträgen zu diesem Problem zwei Gedankengänge. Vor allem entkräftete er durch den Hinweis auf Athen, die spätmittelalterlichen Städterepubliken und die Urschweizer Talgenossenschaften die Behauptung, dass die Demokratie den einzelnen Menschen in den Mittelpunkt rücke und über ihm die grosse dauernde Gemeinschaft vergesse. In der Praxis der Nachkriegszeit mögen derartige Verzerrungen des demokratischen Gedankens aufgetaucht sein; der Idee nach ist die Demokratie gleich stark auf die Gemeinschaft ausgerichtet wie der Herrschaftsstaat. Ausserdem erbringt der Berner Gelehrte den Nachweis, dass die Demokratie vornehmlich in kleinen Räumen gedeiht, dass sie aber in jedem Fall nur auf der Grundlage kleiner, geschichtlich erlebter und natürlich gewordener Gemeinschaften gedeihen und blühen kann. Deshalb waren die von der Französischen Revolution ausgehenden Versuche zur allgemeinen Demokratisierung des Erdteils sowie der nach dem Weltkrieg in den mittel- und osteuropäischen Raum exportierte demokratische Verputz von Anbeginn zum Untergang verurteilt.

* * *

Die Ausbildung eines besonderen, von den Grossmachtgebilden grundsätzlich verschiedenen Staatstypus ist längst nicht allen kleinen und mittleren Völkerschaften Europas gelungen. Namentlich die Polen, deren Beziehungen zur Schweiz Prof. Edgar Bonjour[4]) in einer reizvollen Vortragsreihe untersucht hat, versagten vor dieser Aufgabe. Ursprünglich bildete ihr Staat gleich der Eidgenossenschaft einen losen Bund unterschiedlicher Städte und Landschaften, geistlicher und weltlicher Herrschaften. Doch während die Eidgenossen im Interesse der Souveränität der Bundesglieder nach den Burgunderkriegen allmählich auf eine aktive Aussenpolitik verzichteten, unternahm das polnische Königshaus der Jagiellonen nach dem Vorbild der Grossmächte weitausgreifende Eroberungen, welchen die Tragkraft des polnischen Staatsaufbaus bei weitem nicht gewachsen war.

Aus der vergleichenden Betrachtung Polens und der Schweiz hat Prof. Bonjour aber auch andere wertvolle Einsichten geschöpft. Vor allem zeigt er, wie sich aus einem Jahrhunderte dauernden geistigen Austausch allmählich auch ein Gefühl politischer Verwandtschaft oder doch Verpflichtung ergab. Der kulturelle Verkehr setzte im späten Mittelalter ein, als zahlreiche Studenten und Gelehrte aus der Schweiz an die Krakauer Hochschule zogen. Zur Zeit des Humanismus und der Reformation war unser Land der gebende Teil: Erasmus wurde von polnischen Fürsten und Gelehrten verehrt, und auf die Lehren Calvins bauten

[4]) „Die Schweiz und Polen". Eine geschichtliche Parallelbetrachtung. Atlantis Verlag, Zürich.

zahlreiche Gemeinden im ganzen Königreich ein Sonderdasein auf, welches mit aktiver Unterstützung durch den schweizerischen Protestantismus in einzelnen Fällen bis in das 18. Jahrhundert fortdauerte. Aus der staatlichen Tradition unseres Landes und den kulturellen Errungenschaften der schweizerischen Aufklärung leiteten der Neuenburger Diplomat Emer de Vattel, der Genfer Staatstheoretiker J. J. Rousseau sowie zahlreiche Pädagogen, Oekonomen und Ingenieure die Ratschläge ab, welche sie dem polnischen Königreich bis kurz vor seiner Aufteilung in Wort und Schrift zukommen liessen.

Im letzten Jahrhundert hatte die Anteilnahme unseres Volkes am polnischen Schicksal ausgesprochen politisches Gepräge. Sie ergab sich einmal aus dem Glauben an das Selbstbestimmungsrecht der Nationen, aus dem Widerwillen gegen die Dreiteilung und Unterdrückung eines alten, opferbereiten Volkes. Gleich stark wurde sie gespiesen aus der Abneigung unserer freiheitlich-demokratischen Volksmehrheit gegen die konservativ-monarchische Art der drei im polnischen Raume herrschenden Mächte. Diese Anteilnahme führte die Schweiz zur Zeit des polnischen Aufstandes von 1863 in Gegensatz zu allen Grosstaaten des Kontinents, ja zu einer gefährlichen Umdeutung der Neutralität. Aus Rücksicht auf diese altschweizerische aussenpolitische Maxime beteiligte sich der Bundesrat zwar nicht an einer diplomatischen Fürsprache der Westmächte zugunsten Polens in St. Petersburg. Dagegen duldete er die von Gottfried Keller und einem privaten Hilfskomitee ins Werk gesetzten Waffenlieferungen an die aufständische Armee und wies entschieden alle russischen Verwahrungen gegen die Agitation der in der Schweiz Asylrecht geniessenden Polen zurück. Das Volk stand in dieser Hinsicht geschlossen hinter seiner Regierung. Obgleich seine Verdienstmöglichkeiten und Arbeitsplätze durch die polnischen Emigraten stark geschmälert wurden, nahm es allein 1865 sechshundert Flüchtlinge in das schweizerische Bürgerrecht auf, um sie dem Zugriff der fremden Mächte endgültig zu entziehen.

Georg C. L. Schmidt.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031
Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60
Printed in Switzerland